

HANNA-BARBARA
GERL-FALKOVITZ

BUTZON  BERCKER

Frau – Männin – Menschin

Zwischen Feminismus
und Gender

HANNA-BARBARA
GERL-FALKOVITZ

ER

Frau – Männin

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz
Frau - Männin - Menschin

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

Frau - Männin - Mensch

Zwischen Feminismus und Gender

Butzon & Bercker

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

e verlags Das Gesamtprogramm von Butzon & Bercker
gruppe finden Sie im Internet unter www.bube.de
engagement

ISBN 978-3-7666-1313-4

E-BOOK ISBN 978-3-7666-4113-8

EPUB ISBN 978-3-7666-4114-4

© 2009 Butzon & Bercker GmbH, 47623 Kevelaer, Deutschland, www.bube.de

www.religioeses-sachbuch.de

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagabbildung: Henri Matisse, © Succession H. Matisse/VG Bild-Kunst, Bonn 2009.

Umschlaggestaltung: Christoph Kemkes, Geldern

Satz: Schröder Media GbR, Dernbach

Inhalt

Einleitung: Gang durch ein Minenfeld?

I. „Herkunft bleibt Zukunft.“

Frau und Mann: Ein Gang durch Kulturen und Religionen

II. Es lebe doch der Unterschied!?

Zum Spannungsfeld Christentum und Feminismus

III. Kultur der Geschlechter, Kultur des Geschlechts:

Zu einem europäischen Endlosthema

IV. Fließende Identität?

Gender – eine Theorie auf dem Prüfstand

V. Personsein in Mann und Frau:

Eine Annäherung

VI. Fragen an die feministische Göttin:

Zurück zu Hypothesen der Vergangenheit?

VII. Nachdenkliches zu Ordination oder Nichtordination der Frau

VIII. Ja und Nein zusammen:

Keuschheit und Geschlecht

Anmerkungen

Einleitung:

Gang durch ein Minenfeld?

Wer heute zum Thema „Weiblichkeit“ schreibt, wagt sich in ein Minenfeld – das Dynamit sind gängige Dekonstruktionen. Masken der Weiblichkeit werden mit dem Skalpell der Kulturkritik abgehoben oder aufklärerisch-leidenschaftlich abgerissen, und „dahinter“ verflüchtigt sich das Gesuchte und die Gesuchte unvermutet. Gibt es überhaupt *das* Weibliche, am Ende gar *die* Frau, woraus sich unschwer ein *Wesen* der Frau ableiten ließe? Wer solche Allgemeinbehauptungen ablehnt, kann noch mehr bisher Selbstverständliches abräumen. Anders betont kann nämlich dieselbe Frage weitere Zweifel auslösen: Gibt es überhaupt die *Frau* und nicht vielmehr nur fließende Übergänge in einem binären System, das die Wörter Mann und Frau logisch benötigt; aber trifft die Bezeichnung damit die Wirklichkeit? Der „Geschlechterdiskurs“ hat seit wenigen Jahren die *fließende Identität* auf der Grundlage möglicher Selbstwahl des Geschlechtes zum Passwort des neuen Ich gemacht. So gesehen ist Frau zunächst ein Konstrukt, eine soziale Jacke, die unter der Hand zur Zwangsjacke werden kann. Wer hingegen – sprachkritisch – den Schleier der Isis lüftet, wie der Jüngling im *Verschleierten Bild von Sais* in Schillers Ballade, entdeckt dahinter bekanntlich das Nichts. Das Nichts des Geschlechtsunterschieds nämlich, wie Sigmund Freud die Ballade weiterschrieb. Nichts wäre es also mit der Frau, und selbst wenn es sie „natural gesehen“

gäbe, würden die „naturalen“ Unterschiede zwischen Mann und Frau nachrangig, da ja schon die Unterschiede zwischen Mensch und Affe biologisch gesehen nur geringe Prozentanteile betragen.

In diesem Buch wird mit dem Stichwort „weiblich“ keine *biologische* Frage losgetreten, sondern eine kulturelle: Der Gang durch die Geschichte zeigt gelebte, geglückte, missglückte Leben von Frauen, einzeln oder gesamt-kulturell betrachtet. Daraus gattungshafte Rückschlüsse abzuleiten, ist vergangener Stil. Allerdings sind geschichtliche Übereinstimmungen erkennbar: Aus Einzelprofilen entstehen übergreifende Signaturen. Sie sind selbstverständlich zeitabhängig, aber: Frausein ist in diesem Erfahrungsfeld weder einfach „naturalisiert“ noch ideologisch überhöht noch „dekonstruiert“ zu sehen.

Wäre sie nur von Natur oder Biologie her erfasst, dann wäre die Frau als Person unterbestimmt – und Personsein heißt Freisein: zu Selbstbesitz und Selbstdistanz. Da geschichtlich gesehen zuerst der Mann als Träger der Freiheit angesehen war, müsste die Frau erst Männin werden, um „sie selbst“ zu sein – dies war der „Umweg“ des frühen Feminismus, der die Lösung nur in einer Maskulinisierung und Entweiblichung der Frau fand. Es liegt auf der Hand, dass dieser Umweg nicht mehr überzeugt, weil er zu viel auf der Strecke lässt: die ganze lange Geschichte und Lebenswelt weiblicher Kultur, die keineswegs nur eine Kriminalgeschichte von „Unterdrückung und Ausbeutung“ vorstellt. „Männin“ ist

ursprünglich die lutherische Übersetzung von *ischa* in Anlehnung an *isch*, den Mann: Diese Wortwahl in der Genesis zeigt die innige Zugehörigkeit der beiden, nicht aber Wechsel und Tausch von Frau mit Mann.

Wäre die Frau ideologisch überhöht zur „besseren Hälfte“, wie es in manchen Matriarchats-Utopien und esoterischen Sakralisierungen des „Großen Weiblichen“, ja mittlerweile sogar in der Behauptung genetischer „Überflüssigkeit des Mannes“ geschieht, so würden nur die Plätze des Ungleichgewichts getauscht. Wieder wäre die Geschlechtergerechtigkeit verscherzt, die Asymmetrie festgeschrieben.

Wäre die Frau dekonstruiert zum neutralen Menschen, gar zur MenschIn, verliert sich gespenstisch ihre Leiblichkeit. Leib ist mehr als Körper, er ist die Weise unseres Daseins – für uns und andere. Unbestimmtes Dasein gibt es nicht, es ist immer konkret leibbezogen und damit von Potenz geprägt, von einer je spezifischen Fähigkeit zu leben. Die Potenz zu Zeugung oder Geburt ist nicht neutral, sie prägt und entfaltet das ganze männliche oder weibliche Dasein, auch wenn diese Fähigkeit nicht unmittelbar auf das Kind hin gelebt wird. Aber mittelbar ist sie die Grundfärbung unseres Daseins, in seelischen Vermögen, geistigen Anlagen, personalen Qualitäten. Leibvergessenheit macht haltlos, identitätslos, nicht frei. Solche Virtualität ist Bedrohung, nicht Vollendung, weil sie sich der Wirklichkeit (und Endlichkeit) verweigert.

Um die zeitgenössischen Einseitigkeiten einer bloßen Männin oder MenschIn aufzubrechen, wird hier ein ideeller Hintergrund gewählt: der (weithin verdeckte) Anstoß des Christentums. Gerade er trieb Frauen an, Grenzen der Anlage, des sozialen Milieus, des Selbstverständnisses „aufzuheben“. Solche Grenzen wurden geweitet und rückgebunden an die Ursprungsgestalt einer neuen Inspiration, an die Erfahrung des Gottmenschen. In dieser Nähe zum Göttlichen traten milieubedingte Konzepte weiblichen Handelns in den Raum neuer Lösungen. Unter dem Ernst des Evangeliums blieb nichts, was es war: nur Natur. „Klassische“, kulturell durchgängige Elemente des Frauseins wurden so verändert: von der Mutter, der Sklavin, der Ehefrau und ihrer Haltung zu den Kindern bis zu modernen Berufsbildern. Das 20. Jahrhundert zeigt nie dagewesene Versuche, die Nachfolge Christi mit Arbeit an der Welt und ihren Strukturen zu verbinden: Mystikerinnen der Moderne betreten den Boden demokratischer Politik und sozialer Veränderungen. Dazu kam eine weltgeschichtlich neue Gestaltung des Frauseins: Lösung aus den Aufgaben der Sippe, zielend auf den Selbststand in der Nachfolge Christi. Schon seit der ersten Generation der Jüngerinnen (Lk 8) gibt es den Entschluss zur unmittelbaren Nachahmung seines Lebens, sei es früher in der monastischen Ordnung der evangelischen Räte, sei es heute in den der Welt verpflichteten Säkularinstituten. Die Transformation neu erschlossener Berufsfelder und

Denkbereiche der wissenschaftlich-technischen Ära in christliche Lebenswelten bedarf weiterer Anstrengungen.

Christinnen sind zuerst von ihrem Selbstverständnis und der sie bedrängenden Aufgabe her zu deuten, also von ihrer eigenen Wahrnehmung als Frau *und* im Überstieg ihrer geschlechtsspezifischen Kräfte, in der (über-)fordernden, aber auch erfüllenden Dynamik einer Christus-Beziehung. Sie kann zuweilen in einer bestürzenden Unmittelbarkeit wahrgenommen werden, die zu einem leibhaften, seelischen, geistigen Mit-Sein führt, zu einer weiblichen Existenz und Pro-Existenz, die an ihrem Dasein nicht „wie an einem Raub festhält“, sondern das allzu Geschlechtsnahe lösend übersteigt.

Der (post)feministische Diskurs hätte an diesen Gestaltungen zu lernen: Er unterschlägt oder blendet weithin basale Fragen des Frauseins aus wie Leib-Bezogenheit, „Aufhebung“ des Geschlechts und Ich-Findung durch Transzendenz. Biblische Denkvorgaben verweigern weder die Leibvorgabe noch kulturelle Erfahrungen und Prägungen gemeinsamer Frauengeschichte, weil sie beide nicht absolut, nicht als Blickbeschränkung setzen. Immer wieder werden solche empirischen Gegebenheiten „aufgebrochen“ durch das Wirklichwerden persönlicher Freiheit, im Blick auf die göttlich verbürgten Ursprünge.

Bei der Arbeit am vorliegenden Band, der früher formulierte Ansätze aufgreift und weiterführt, zeigte sich (wieder), dass die Frauenfrage niemals nur eine Frage von Frauen, sondern von Geschichts- und Selbstverständnis des

Menschen ist. Um genau zu sein: des Menschen in der Frau, des Menschen im Mann. Noch genauer: von Frau und Mann als je selbstständigen Personen. Mit dem Auswägen von Zugehörigkeit und Selbststand kommt die Kulturgeschichte wohl an kein Ende - aber das entspricht den ungeheuren, nicht ausgereizten Möglichkeiten des Daseins, die sich nach Gregor von Nazianz erstrecken „von Anfang zu Anfang, durch Anfänge, die nie ein Ende haben werden“.

Erlangen, 23. Juni 2009

Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz

I. „Herkunft bleibt Zukunft.“

Frau und Mann: Ein Gang durch Kulturen und Religionen

Es gibt ein Verständnis von Geschichte, bei dem sie einfach nach Archiv, Museum, Gelehrsamkeit riecht. Dabei bleibt das Gewusste äußerlich, nach rückwärts und von vorgestern gewusst, und „der moderne Mensch schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln, wie es im Märchen heißt.“¹ So transportiert man Bruchstücke des Vergangenen, etwa auch Festgefrorenes, über das Wesen von Mann und Frau, das nicht mehr von seiner lebendigen Entstehung her erhellt ist und sich so lange wiederholt, bis es als bloße Last ausgespien wird.

Dieser musealen Geschichte lässt sich mit einem zweiten Verständnis entkommen: Das Uralte erscheint unvermittelt brandneu. Wieder sind es Bruchstücke, die sich aber wider Erwarten zu einem - merkwürdig modischen - Cluster zusammenfügen. Nebelhaft schöne Matriarchate fordern das Patriarchat heraus; „Befreiungspotentiale“ des Mythos überrunden alle Erfahrungen der Geschichte; erträumtes Vorgestern wird eingeklagtes Übermorgen. Kulturrevolution im wörtlichen Sinn wird nötig: das Zurückdrehen der Kultur auf ein gutes Einmal. Im äußersten Fall zerfällt die Geschichte: in die Geschichte unterdrückter guter

Möglichkeiten und in die Kriminalgeschichte der Tatsachen. Auch die Zuordnung von Frau und Mann findet sich – unschwer zu erraten, wie – in diesem Schwarz-Weiß-Muster wieder.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit: Geschichte überhaupt hinter sich zu lassen und die Utopie, das Nie-Dagewesene zum Maß zu machen. Hier erscheint – am nie eingeholten Horizont – der „neue Mensch“, der „menschliche Mensch“, der „zukünftige Mensch“ im herrschaftsfreien Dialog. Hier wird die – geschichtlich gewachsene – Differenz von Frau und Mann unbrauchbar, als bedingt abgeladen; im Unbedingten, nämlich im unbedingt Gleichen, beginnt die lichte Zukunft. Wäre es nicht entlastend, Geschlecht mit seinen eingebrannten Konnotationen überhaupt „abzuschaffen“?

Diese Lesarten von Geschichte sind, ins Extrem getrieben, falsch, jede wohl auf ihre Weise zerstörerisch. Sie enthalten aber in Maßen unterschwellig eine richtige Frage: Wie beziehen sich alte Lösungen auf neue Forderungen? Die Erfahrung anderer auf mein eigenes Leben? Bis zu welchem Grad vertieft, ja ermöglicht das Geschehene und Erprobte einen Zugang zur eigenen Wirklichkeit? Aber bis zu welchem Grad versteinert auch das Altbekannte die jeweilige Lage, wird das Modell zum Zwang eines fremden Lebens anstelle des eigenen? Dann erscheint Tradition in ihrem zweiten Wortsinn als „Verrat“: Verrat des neuen Anspruchs, des jeweils sich unverwechselbar ausprägenden Lebens.

Diese tiefgreifende Zweideutigkeit von Geschichte - Überlieferung oder Verrat des Wirklichen? - erscheint in besonderer Stärke bei der Geschlechterfrage: Ist sie je schon gültig gelöst worden? Stehen wir heute vor einer gültigen Annäherung an die Lösung? Gibt es, wenigstens gedanklich, wenn schon nicht real, sinnvolle Vorschläge zur Lösung des Notwendigen?

Eine wichtige Antwort enthält der Satz: „Herkunft bleibt Zukunft.“ Zwar ein schmaler Satz, doch gehört er lange durchdacht. Zukunft kann nicht von einem Punkt Null aus entworfen werden, von dem aus man nach vorne durchstartet - die abgelegte Geschichte im Rücken. Geschichte liegt nicht im Rücken, sie liegt in uns. Aber wiederum nicht in Form von Wackersteinen oder nicht gezündeten Sprengsätzen. Die Aufgabe wäre, Geschichte zu begreifen als ein Potential, eine Sammlung des bisher Wirklichen = Wirksamen, einen Blutkreislauf von Sinn und Gegensinn. Vergisst man die Herkunft, dann bleibt Erstorbenes anstelle gewachsener Identität: „die Väter, die wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhn; (. . .) das trockene Flussbett einstiger Mütter; (. . .) die ganze lautlose Landschaft“². Geschichte ist zu begreifen als „Humus“ alles Folgenden, sonst taucht sie gespenstisch als Gelehrsamkeit oder als Irritation oder als Lüge wiederkehrend auf - im einen Falle tot, im anderen unreif, zu Rückfällen verführend, Wiederholungen erzwingend, im dritten Falle muss sie ideologisch ausgemerzt werden.

Der jetzt versuchte „Gang des Geistes durch die Geschichte“ beabsichtigt gerade nicht, Gelehrsamkeit über das Vergangene auszubreiten, auch nicht, unmittelbare Widerhaken zu einer Rechtfertigung der Geschichte auszulegen. Es geht vielmehr darum, im Gesamt der Geistesgeschichte einige Zuordnungen von Frau und Mann deutlicher zu kennzeichnen, ihre Veränderungen und Entwicklungen darzustellen, nach Größe und Grenze der jeweiligen Zuordnung zu fragen. Denn es genügt nicht, ein vom „männlichen Denken“ inspiriertes Menschenbild zu benennen oder abzuweisen, wenn nicht gezeigt wird, woher es seinen Ursprung hat, wie gerechtfertigt er ist, warum seine Berechtigung durch einen anderen Anspruch überwunden ist und, wenn man einen Wechsel fordert, wo dieser überhaupt notwendig ist – je genauer, desto weniger Wunschdenken. Johann Baptist Metz hat die Eucharistie eine „gefährliche Erinnerung“ genannt; genau genommen ist jede Erinnerung gefährlich: Gerade das Wissen von der Herkunft ermöglicht das Entwerfen der Zukunft, oder, weniger im Rational-Verfügbaren ausgedrückt: Im richtigen Wahr-Nehmen unserer Herkunft schließt sich Zukunft auf.

Die Herkunft des Menschen hat unterscheidbare Strukturen durchlaufen, wie sich aus den Quellen – Bildern, Kunstwerken, Sprache – ablesen lässt.³ Mit ihrer Hilfe lässt sich die notwendige „Suche nach der verlorenen (oder nur scheinbar vergessenen) Zeit“ beginnen. In diesen Strukturen zeigt sich eine von der heutigen unterschiedene Gesamtlebenshaltung, ein besonderes Gegenüber von Mann

und Frau, ebenso - von Letzterem beeinflusst - eine sich ändernde Zuordnung von Mensch und Gott.

Vorgestellt werden im Folgenden immer drei Hinsichten einer kulturellen Entwicklung: ihre allgemeinen Merkmale, das Verhältnis der Geschlechter, das Verhältnis zu Gott. Man gewinnt in diesem Überblick nicht ein bloßes Besserwissen, nicht eine simple Relativierung aller Mythen oder rationalen Aussagen über Mensch und Gott; es geht nicht um ein Abheben auf ihre Vorläufigkeit und Beschränktheit. Auch wird eine Struktur nicht einfach als falsch abgelöst von einer neuen (eine Gottheit von der nächsten, ein Menschenbild vom folgenden), vielmehr wird eine bestimmte Hinsicht auf einen umfassenderen oder klärenden Zusammenhang hin „aufgehoben“ in dem bekannten dreifachen Sinn: verneint, bewahrt und höhergehoben.

1. Erinnerung an den bleibenden Ursprung: Die archaische Struktur

Der Ausdruck „archaisch“ ist wörtlich zu nehmen, abgeleitet von *arché*, was heißt: Ursprung, raum- und zeitfreier Anfang, die Beherrschung, die sich in aller kommenden Veränderung prinzipiell durchhält. Die schöne lateinische Unterscheidung von *principium* und *initium* benennt mit Prinzip den bleibenden Ursprung, während *initium* den zeitlichen Beginn und Startpunkt meint, der dann verschwindet. Daher ist der Beginn des Johannesprologs richtig zu übersetzen mit „Im Anfang (*en archè*) war das Wort“ und nicht „Am Anfang“;

dasselbe gilt für das erste Wort der Bibel: „Im Anfang (*bereshit*) schuf Gott Himmel und Erde.“

Dieser dauernde Ursprung markiert also nicht einen Zeitpunkt oder eine Frühgeschichte, die sich archäologisch mit dem Spaten ausgraben ließe. Vielmehr sprechen mythische Zeugnisse von einem Ur-Menschen in einem bildhaft ausgeschmückten Paradies als der wahren Wirklichkeit des Menschen, die *nicht* mit der raumzeitlichen Geschichte zu verwechseln ist. Traumhaft erfahren und gewünscht, U-Topos und U-Chronos, meint dieser herrschende Ursprung eine wunderbare Ganzheit des Menschen, mit dem All, mit sich selber, mit dem Göttlichen. Dieser „eigentliche“ Mensch sieht das All nicht sich gegenüber, weiß sich vielmehr in ihm eingeborgen. Hildegard von Bingen hat in *De operatione Dei* (1170 - 73) diesen „Kosmosmenschen“ zeichnen lassen: Luft und Wasser, Planeten und Winde, Feuerkreise schließen ihn nicht nur ein, umgekehrt durchdringt er alles, hält das Weltnetz mit den Elementen in Händen, selbst eingekreist vom göttlichen „Urlebendigen“.⁴ Auch das mythische „Weltei“⁵ mit seiner alles einbergenden Ganzheit dient als Bild eines uterinen Zustandes; Erde und Himmel werden noch ursprünglich in eins gesehen. Aus China liegt ein merkwürdiges Zeugnis von Dschuang Dsi vor: „Die wahrhaften Menschen der früheren Zeit schliefen traumlos.“⁶ Noch gibt es kein Gegenüber, nicht einmal als Traum-Spiegelung - *im* Anfang steht nach den Ursprungsmythen ein reines Ein-und-Alles. Erst später treten

Innen und Außen, Seele und Himmel auseinander, wie Platon es kennzeichnet: „Die Seele (. . .) ist zugleich mit dem Himmel (entstanden).“⁷ Nietzsche, der den Weg dieser Trennung zurückzugehen sucht, formuliert: „Oh Himmel über mir, wann trinkst du meine Seele in dich zurück!“⁸

Auch für Frau und Mann gilt „eigentlich“ eine unlösbare Bezogenheit, ja ein Noch-Nicht-Unterschiedensein, wie es in dem starken Bild des platonischen *Symposiums* vom „Kugelmenschen“ aus Mann und Frau erscheint. Darin wird besonders deutlich, dass es nicht im Geringsten um eine anatomische Aussage, ein historisches „Früher“ geht, das sich vielleicht mit einem ausgegrabenen Skelett erweisen ließe; es geht vielmehr um das innerste Empfinden, dass das Geschlecht etwas Zweitrangiges gegenüber einer ursprünglichen Ganzheit sei, hängt doch auch das deutsche Wort Geschlecht mit Geschlachtetsein zusammen. In die Empfindung einer Ganzheit gehören die Bilder vom Hermaphrodit, vom Androgyn, von der *Venus barbata*; in dem biblisch vertrauten Bild aus dem älteren Schöpfungsbericht (Gen 2) wäre es Adam vor der Abtrennung Evas.

Ebenso gilt das Verhältnis von Gott und Mensch als ungestört, noch nicht vom Fall aus der Einheit zerrissen: Beide ergehen sich im biblischen Anfang im selben Garten Eden, mehr noch: Im jüngeren Schöpfungsbericht von Gen 1 entstehen Adam und Eva zeitgleich; sie sind Ebenbild, zutiefst verwandt, zutiefst Sohn und Tochter. Unzählige Mythen aus anderen Kulturen beziehen sich ebenfalls auf

eine fraglose Einheit: entweder auf die Abstammung der Menschen von den Göttern oder auf ihren gemeinsamen Ursprung.⁹ Die Auflistung göttlicher Vorfahren gehört schlechthin zur Kennzeichnung von Herrschern und Helden; auch der Besuch der Götter auf der Erde, insbesondere bei den Menschenfrauen, drückt noch in seinen spätesten Überschreibungen dieselbe Gewissheit einer Ursprungseinheit aus.

2. Magie und Macht, das Mütterliche und das Numinose: Die magische Struktur

Eine geschichtlich greifbare - in vormodernen Gesellschaften heute noch in Resten wirksame - Stufe stellt das magische Lebensgefühl dar. Hier erfährt sich der Mensch bereits als herausgefallen aus dem Einklang mit dem All, freilich sucht er sich in ritueller Beschwörung wieder mit ihm zu vereinen und den heimlich-unheimlichen Mächten anzuschließen: Ausgeliefert sucht er nach magisch beförderter Bergung. Denn Welt steht ihm bereits schemenhaft, später immer genauer als geheimnisvolle, schwer durchdringliche Gegenmacht gegenüber. Freilich ist noch nicht von einem Erkennen im Ganzen die Rede, vielmehr wird diese Macht in bestimmten Punkten verdichtet erlebt, an heiligen Orten, zu heiligen Zeiten, in Gegenständen, die ein Ganzes versinnbildlichen (*pars pro toto*: in Amulett, Totem, magisch besetzten Symbolen).

In solchen frühgeschichtlichen Kulturen ist das Ich noch unzentriert und kaum ausgebildet; es erfährt sich

spiegelmäßig im Außen, überträgt sich auf ein Gegenüber und hängt vom projizierten Abbild ab: vom Spiegelbild im Wasser, von einem dem Clan zugeordneten Tier, einer bestimmten Pflanze. Die Wir-Identität der Gruppe wird durch äußere Merkmale hergestellt und häufig in einem Gruppensymbol gesichert. Dabei herrschen Ichlosigkeit ebenso wie Einbindung ins Gruppen-Wir. „Älter ist an der Herde die Lust als die Lust am Ich.“¹⁰ Aufschlussreich ist die magische Möglichkeit, einen Feind über das Spiegelbild zu töten: entweder durch das Beerdigen einer Puppe – eine Zeremonie, während der die abgebildete Person tatsächlich oder „sozial“ stirbt¹¹ – oder durch das Zerschlagen des Spiegelbildes im Wasser. In diesen Zusammenhang einer *Daseinserfahrung von außen* gehören die abergläubischen Annahmen offener Übergänge in andere Lebewesen, der Auf- und Abstieg in Verwandlungen nach „unten“ und nach „oben“, in ein Tier, den „Werwolf“ etwa, in Pflanze, Stein oder in einen Dämon.¹² Solche gleitenden Metamorphosen entsprechen zutiefst dem Empfinden der Seelenwanderung und später der Wiedergeburt: Sie erklären sich aus einem unzentrierten Dasein, das sich durchaus noch nicht in einer (meiner) Seele erfährt, sondern das Leben in verschiedenen Gestaltungen und noch ohne klare Formgebung ablaufen sieht. Wiederum hängen die unbewussten, aber als „normal“ geltenden Formen der Kommunikation wie Telepathie, Telekinese damit zusammen: Es sind gleichsam „Abstrahlungen“ eigener Vitalität – auch Letalität! – nach außen. Je später diese Stufe wird, desto nachhaltiger zeigen

sich Befreiungsversuche aus der Einbindung, ja Bannung durch Natur und Gruppe: Es geht um Macht und den Kampf um Macht. Magie hängt etymologisch in der Wurzel *magh* mit machen, Mechanik, Maschine, Macht zusammen.

Das erwachende Ich stellt sich zunächst gegen die Natur, je länger, je mehr auch gegen die Gruppe: Es beginnt zu handeln und selbst zu bannen in Zauber, Fluch, Tabu, Beschwörung, Segen, Ritus. Auch die allgegenwärtige Numinosität wird gebannt oder verfügbar gemacht, durch das Einweisen in bestimmte Orte, Zeiten und Gegenstände, und der Macht bestimmter Rituale unterworfen. Trieb und Instinkt – noch nicht Bewusstsein! – verdichten sich zu einem naturhaft vitalen oder letalen Wollen, zu einer Übertragung von *libido*.

In Abbildungen früher Zeit fehlt vielfach der Mund, stattdessen erscheint in Andeutungen eine Aura oder Ausstrahlung um den Kopf oder den ganzen Leib¹³ – Zeichen jenes eigenartigen vitalen Kontaktes mit der Außenwelt. Übrigens ist auf die Betonung des Ohres als des frühen Organs hinzuweisen¹⁴: Die deutsche Wortfolge hören, gehören, gehorchen, hörig sein, gibt, gerade in letzterem Wort, jene unbedingte Bindung an das gehörte Außen an, die beispielsweise auch für Ekstase durch Rhythmus und Heilung durch Besprechen Voraussetzung ist.

In breiter Fülle ist belegt, dass diese magische Welt nicht nur auf Erde, sondern ebenfalls auf Mond und Nacht bezogen ist. Nicht allein weil sich das Leben vorwiegend in der lichtlosen Höhle, der fensterlosen Hütte, im Dämmer

des Urwaldes vollzieht, sondern weil die Nacht auch Schutz bietet, weil an den Mondphasen und der Sternenwanderung die erste Zeitbestimmung möglich wird (Mond und Monat hängen etymologisch zusammen), weil vom Mond die Fruchtbarkeit der Erde abhängt - ein unerhört reiches Netz von Bezügen spannt sich von der Erde zu Nacht, Mond und Sternen.¹⁵ Das Lebensgefühl dieser zeitlosen Zeit sitzt noch unbedingt im Bauchraum: in den Eingeweiden und Genitalien und dem Mutterschoß. Wenn die Psalmen die „Eingeweide der Barmherzigkeit Gottes“ (*viscera misericordiae Domini*) anrufen, so bedeutet das hebräische *rahamim*/Barmherzigkeit zunächst den Plural von *raham*/Mutterschoß (auch die deutsche Silbe „Barm-“ hat mit „gebären“ zu tun). Psalm 39 geht vom selben kraftvollen Leibempfinden aus: „Dein Gesetz ist in meinen Eingeweiden.“¹⁶

In diesem Zusammenhang ist erhellend, dass die Ägypter, wie von Herodot im 5. Jahrhundert v. Chr. berichtet, die Eingeweide der Toten mühsam und sorgfältig konservierten, während sie das Gehirn durch die Nase entfernten und einfach wegwarfen - ein Hinweis darauf, wo in der magischen Bindung das „Leben“ am dichtesten empfunden wird. Vom kannibalischen Verzehren der Genitalien und dem Aufreißen des Unterleibs durch Harakiri bis zur Eingeweideschau der römischen Priester reicht dieselbe magische Besetzung der eigentlichen „Lebensquelle“. Dieser fremd anmutende Befund sei deswegen erwähnt,

weil sich die unterschiedlichen Strukturen auch in ihrem Leibempfinden sondern lassen.

Zweifellos ist dieses noch raum- und zeitlose Erleben durchdrungen von einer Verehrung des *Mütterlichen*. In unzähligen weiblichen, deutlich geschlechtsbetonten Idolen wird die *mater foecunda*, die Fruchtbare überhaupt, dargestellt.¹⁷ Weil die Frau offensichtlich das biologische Leben weitergibt, wird sie zur Trägerin naturhaft sakraler Machtfülle. Geschlecht und Fruchtbarkeit *sind* numinos. So sehr dies auch für die Überwältigung beim männlichen Geschlechtsakt gilt – Überwältigung ist immer ein Zeichen der nahenden Gottheit –, so scheint doch lange die Zeugung nicht als entscheidend für die Weitergabe des Lebens begriffen; ohnehin ist das Ursache-Folge-Denken noch nicht ausgeprägt. Vielmehr wird das Mütterliche aufgefasst als eine von selbst empfangende Kraft, die von Mond und Wind (als „Windsbraut“), von Meer, von Früchten, vom gegessenen Fisch befruchtet oder auch von der fruchtbaren Göttin selbst gesegnet wird¹⁸. Freilich *muss* die Frau gebären; außerhalb des Mutterdaseins kommt ihr keine Berechtigung zu. Noch im Alten Testament gilt die Unfruchtbare als verflucht, ihr Mann als von Gott bestraft, so im Fall von Hanna und Elisabeth. Daher stammen die vielen Praktiken, der Unfruchtbaren über die Magd wenigstens stellvertretend Leben zu erwecken (wie bei Sara und Hagar). Hierher gehört auch die in heutigen Ohren skandalöse Geschichte von Lots Töchtern, die sich in der Nacht nach dem Untergang von Sodom und Gomorra zu ihrem Vater

legen – weil verantwortlich für die Fortdauer des Lebens und des Stammes.

So gestaltet die Frau als Mutter und Groß-Mutter (die die Geburten überlebt hat), als Zauberin, Richterin (die die Tabuverletzungen bestraft), als Heilerin und Töterin, als Weissagende, als Priesterin in der rituellen Erweckung der Fruchtbarkeit, das Leben der Sippe. In diesen Zusammenhang gehört das berühmte Wort des Tacitus, die Germanen hätten die Frau als „etwas Heiliges und Seherisches verehrt“.¹⁹

Die Frage erhebt sich seit Johann Jakob Bachofens Werk *Mutterrecht und Urreligion* (1861), wie diese Weisen des vom Mütterlichen getragenen Zusammenlebens zu bezeichnen seien. Ein Terminus dafür lautet „Mutterkultur“. Die Schwierigkeit richtiger Einschätzung liegt jedoch darin, dass Mutterkulturen nicht mit umgekehrten Vorzeichen dasselbe sind wie Vaterkulturen; ihre Herrschaft besteht eher im Unterschwelligen, Indirekten, auch Unbewussten, wie es der magischen Struktur eignet – und was übrigens deutlich ihre Macht ausmacht. Auch legen die Ausdrücke „Mutterrecht“ (Bachofen) oder „Matriarchat“ (Lewis H. Morgan) eine ausgeprägte Rechtsstruktur nahe, während das Magisch-Mütterliche eher im Sinn von Tabuisierungen und Einflusszonen arbeitet. Ausdrücklich rechtliche Regelungen mit breiter historischer Beweisbarkeit gibt es jedoch in zwei bezeichnenden Fällen: als weibliche Erbfolge (*Matrilinearität*) und als lebenslängliche Zugehörigkeit auch des auswärts verheirateten Mannes zur Muttersippe

(*Matrilokalität*), was besonders im Kriegsfall wichtig wurde, deswegen aber eine instabile und sich rückbildende Rechtsform war.²⁰ Historisch nicht festzumachen scheint ein Amazonenstaat²¹ – im Gegensatz zu den allgegenwärtigen Spuren weiblicher Macht über die Geheimnisse des Lebens und des Sterbens.

Ein im Allgemeinbewusstsein fast immer falsch eingeschätztes Problem ist noch deutlich anzusprechen. Auch in matrilinearen oder -lokalen Gruppen liegt die Dominanz in der Regel bei Männern – jene Dominanz, die über den häuslichen Bereich mit seiner Zuständigkeit für Geburt, Wachsen, Sterben und deren rituelle Sicherung hinausgeht. Gerade die augenfällige Tatsache der Mutterschaft – im Unterschied zu der nicht augenfälligen Vaterschaft – macht die Frau für den häuslichen und mütterlichen Bereich zuständig, dort auch im beschriebenen Sinne mächtig; auch ihre wirtschaftlichen Domänen lassen sich zeigen. Dennoch: Unzweifelhaft nimmt der Mann kraft seiner stärkeren Physis die ausgreifenden Aktivitäten wahr: Jagd, Pflugkultur im Unterschied zum Gartenbau, Viehzucht, Verteidigung, Kampf.²² Dazu gehören ferner die „politische“ Sphäre, aber auch unterschiedliche Formen der Herrschaft über die Frau, z. B. der – genetisch wichtige – Tausch der Frauen durch die Männer und nicht umgekehrt²³ oder auch das „Verleihen“ der Frau an den Gast. Die Verehrung, ja Vergöttlichung des Mütterlich-Fruchtbaren geht also durchaus einher mit einer gleichzeitigen Herrschaft des Mannes nach außen; oder, um es deutlicher auszudrücken:

Mutterkulturen bedeuten in der Regel nicht eine soziopolitische Höherstellung der Frau über den Mann – tatsächlich kann die Frau ausgeprägt „rechtlos“ sein.²⁴

Ein Beispiel mag die differenzierte Ordnung der Geschlechter anschaulich machen. Bei einem Jagdzauber der Pygmäen im Kongourwald, der um 1900 von Leo Frobenius beobachtet wurde, trafen sich vor Sonnenaufgang drei Jäger und eine Frau. Die Aufgabe der Frau war es, das zu erlegende Wild durch eine Zeichnung in den Sand zu beschwören und durch den ersten Sonnenstrahl „töten“ zu lassen – all dies in unverbrüchlichem Schweigen. Erst danach begann die Jagd, an der nur die drei Männer teilnahmen.²⁵ Für den Bereich der Bannung, das Knüpfen des „Bezugsnetzes“, war also vorrangig die Frau zuständig (ähnlich auch für die Ent-Schuldigung durch ein Opfer nach der Jagd), für den physischen Vorgang aber der Mann.

Im Ganzen zeigt sich also ein verwickelter Befund; und so sehr hier nur Grundsätzliches gesagt werden kann, so sehr muss man sich bei eingehender Beschäftigung mit einer magischen Kultur auf deutliche Differenzierungen der Geschlechter einlassen, auch wenn sie heutigen Erwartungen „anderer“ („besserer“) Geschlechterordnungen entgegenlaufen mögen.

Was die Beziehung zur Gottheit angeht, so gilt für diese Stufe eine Vielzahl von weiblichen und männlichen *numina*²⁶, von Mächten und Gewalten einer unheimlich-heimlichen Gegenwart. Weibliche Gottheiten sind der Fruchtbarkeit des Alls zugeordnet, sei es in Mensch, Vieh,

Pflanze, jahreszeitlichem Wachsen - auf der anderen Seite dem Verfall, Welken, Sterben und damit auch dem Krieg.²⁷ Männliche Gottheiten haben überwiegend mit dem zeugenden Regen, auch mit Himmel²⁸ und vielfach mit Sonne zu tun, auch mit Allwissenheit²⁹, ohne dass dies abgeschlossene und vor allem erschöpfende Bestimmungen wären. Für unseren Zusammenhang sind die weiblichen *numina* aufschlussreich: Zahllose „Venusstatuetten“ des Mittelmeerraumes zeigen eine auffällige Betonung der Geschlechtszonen und der Fruchtbarkeit. Der Urtypus der weiblichen Gottheit ist offensichtlich die Muttergöttin, die in jeder Schwangerschaft, in jedem Wachstum neue Gestalt gewinnt, etwa im sich rundenden Mond, der eine ihrer Verkörperungen ist. Zunächst aber stellt die Erde am sinnfälligsten die „große Mutter“ vor: Der „Schoß der Mutter Erde“ ist eine breit ausgefaltete, nie verlorene Metapher. Das delphische Orakel ließ - gemäß der Auskunft des Livius - die Herrschaft über Rom dem jungen Mann zukommen, der als Erster nach der Heimkehr seine Mutter küsse. „Brutus aber glaubte, dass die pythische Stimme etwas anderes meinte, fiel, als ob er gestolpert wäre, auf den Boden und berührte die Erde mit dem Mund, weil er sie offenbar für die gemeinsame Mutter aller Sterblichen hielt.“³⁰ Noch ein Renaissancetext, der bereits die neuzeitliche Rationalität ankündigt, nutzt durchgängig die Metaphern (oder sind es noch die magischen Betroffenheiten?) vom Leib der *mater terra*, von ihrem Schoß, ihren Brüsten und Eingeweiden, ihrer nährenden Milch.³¹ Dieser chthonischen Anfangskraft

ist auch die schwarze Nacht zugeordnet, eben mit dem weiblichen Mondgestirn; es kann ihr auch die Sonne zugewiesen sein, in mehrfacher Hinsicht: sei es, dass sie selbst weiblich empfunden wird (wie es in der „Frau Sonne“ ohnehin zum Ausdruck kommt und auch mit der Sonnengöttin Amaterasu, der Ahnfrau des japanischen Kaiserhauses, für die japanische Mythologie gilt), sei es, dass der Sonnensohn noch vom mütterlichen Dunkel geboren wird (wie von der ägyptischen Nut, der Himmelsfrau, deren Leib mit den Gestirnen der Nacht bedeckt ist).³²

Für diese Muttergottheiten gilt ebenso noch eine Ungetrenntheit von Leben und Tod, auch von Gut und Böse, Geben und Nehmen, Erhören und Strafen. An Kultstätten einer Muttergöttin wurden vornehmlich Kinder geopfert. In Neuguinea lebt ein Stamm, der bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts jedes Erstgeborene gleich nach der Geburt tötete und stattdessen ein Schwein aufzog, das dann seinerseits kultisch geschlachtet und verzehrt wurde. In beiden Fällen sind es weniger die Opferpriester, die den schrecklichen Ritus vollziehen, sondern meist die eigenen Mütter – im Namen der großen Göttin, die keine weiteren Geburten gibt, wenn sie sich nicht auch am Lebendigen sättigt. Wenn diese Geschichten zu abseitig anmuten: Die Überlieferung kennt im Nibelungenlied die schöne Königin Krimhild, welche ihre beiden Söhne eigenhändig ermordet und das Blut in den Hirnschalen dem Vater Attila zum Trank reicht – auch die ältere Medea aus Kolchis vollzieht diese

Rache. Und in der Grimmschen Sammlung steht das eine unsägliche Märchen vom „Machandelboom“, unter dem die Knöchlein eines Mädchens klagen: „Meine Mutter, die mich slug . . .“

Diese Märchen, Mythen, Kulte folgen der Spur der Großen Bösen Frau, wie sie sich bis heute in der schwarzen Göttin Kali in Indien verkörpert, die, auf dem Leichnam ihres Gatten stehend, seine Eingeweide frisst: Hier wird die Macht des Tödlichen angebetet, jene Herrin-Mutter, deren Souveränität darin besteht zu töten, ohne sich zu rechtfertigen. Wird der Wagen mit der thronenden Göttin durch die Straßen gezogen, so werfen sich bis zum heutigen Tage Gläubige vor die schweren Räder, um zermalmt zu werden. Welcher Abgrund meldet hier seinen Anspruch? Das Märchen verlagert die Ahnung davon auf die Stiefmutter, die Schneewittchen Böses antut, die Hänsel und Gretel zum Verlorengehen in den Wald schickt. Psychologisch gesehen lebt die Stiefmutter in der Mutter selber. Erich Neumann, der Schüler Jungs, will in der weiblichen Psyche ein Viertel diesem Dunkel zuordnen, ein Viertel sei unentschieden, die Hälfte hell und gütig.³³ Ob diese Vierteilung stimmt, sei dahingestellt; unleugbar scheint ein autonomer Bereich im Mütterlichen, der über Leben und Tod des Kindes bestimmen kann.

Freilich ist hier noch eine Klärung – auch von Neumanns These – zu vollziehen. Das Gesagte ist gültig im Bereich der überwiegend animalischen oder biologischen Mutterschaft. Sie nimmt das Kind als Besitz und vermag es deswegen zu